

SpiegelSTRICH

An dieser Stelle schreibt Klaus Brinkbäumer jeden Montag über Politik und Sprache



Worte wie Pfeilspitzen

Eine Kolumne lebt von der Klarheit der Gedanken, darum braucht es zuerst ein Thema. Darf ich Ihnen eine kleine Schwäche verraten? Hin und wieder... heute wirbelt es im Kolumnistenkopf hin und her, bis viel zu kurz vor Redaktionschluss. Was nur ist relevant? Erstens hat sich das Buch „Apollo's Arrow“ von Nicholas A. Christakis dort verhakt. Christakis ist Mediziner und Soziologe und analysiert, wie unintelligent, sich selbst lähmend Gesellschaften mit Pandemien umgehen. Weil sie sich ablenken (womöglich mit Banalitäten wie Fußball), Offensichtliches verdrängen und Langfristiges nicht angehen. Und weil sie so kommunizieren, na ja, wie sie kommunizieren.

Gegen die Empörung helfen nur präzise formulierte Gedanken

Und wenn wir nun, nach 15 Jahren, Joachim Löw im wesentlichen über seine Stirnfransen zur Kenntnis nehmen, ist von Kompetenz und Charisma nicht viel übrig. Falls ich dereinst mit meiner Kolumne nicht nur Sané und Havertz, sondern sämtliche Menschen nicht mehr erreichte, hätte ich gern einen Freund oder eine Ehefrau an der Seite, die's mir sagen: „Werde nicht zum Kautz. Lass uns gehen. Ja, jetzt.“

Drittens nun sitzt die Kanzlerin in meinem Kopf. „Jeder Kontakt, der nicht stattfindet, ist gut“, sagte Angela Merkel, mehrfach, und dieser Satz ist ebenfalls Quatsch. Elementare Bindungen lassen sich verantwortungsvoll pflegen, digital und sogar per Brief. Nach über einem Jahr habe ich meine Eltern getroffen, zwar mit grauem eiserner Distanz und weit geöffneten Fenstern, was bedeutete, dass die Großeltern ihren Enkel nicht auf den Schoß heben durften. Aber sie hörten diesen Enkel, sangen mit ihm, waren glücklich für Stunden – und die Tage danach.

Wir hatten das an dieser Stelle schon: Worte wirken. In der Schweiz sagte der Finanzminister Ueli Maurer, dass er die Covid-App nicht nutze, weil er mit dem Zeugnis nicht zurechtkomme. Dass dieses allerärmste Land der Erde sich einen zweiten Lockdown „nicht leisten“ könne, sagte Maurer auch. Es geschah unmittelbar bevor das Virus die faktenfernen tatenlosen Schweiz überrollte.

Eine Krone für die Metropole

Vor 100 Jahren entstand Groß-Berlin. Doch die Stadt verändert sich weiter, die Entwicklung ist noch nicht vollendet. Wohin urbaner Wildwuchs führen kann, lässt sich am Beispiel Paris ablesen. Berlin sollte aus diesem Fehler lernen

VON UDO BADEL

Autobahnen haben üblicherweise die Aufgabe, zu verbinden. Beim Boulevard Périphérique liegen die Dinge ein wenig anders. Als Stadtautobahn umkreist er nicht nur Paris, führt also nirgendwo hin. Er trennt auch mindestens so stark, wie er verbindet. Der Périphérique ist eine Grenze, ein Einschnitt, politisch, sozial, städtebaulich, und das viel konsequenter als die A100 oder die Ringbahn in Berlin. Wer den Boulevard unterquert, wechselt von einer Welt in die andere.

Innerhalb des Rings: Paris, in ihrer Homogenität immer noch eine der schönsten, anziehendsten Städte der Welt – trotz Lockdown, trotz all der Folgen von Covid-19 für die Kultur, ihr Wirtschafts- und Seelenleben. Außerhalb: andere, wenig bekannte Gemeinden, niedrigere Häuser, mancherorts schon fast ländlich, lieblos zusammengewürfelt, ohne die brillante Strenge Haussmann'scher Planung. Noch weiter draußen: die berühmten Wohntürme und Hochhauschlangen.

Die Banlieue ist weit davon entfernt, der gefährliche Ort zu sein, als der sie oft dargestellt wird. Das Wort stammt von „Bannmeile“, es hat teilweise den älteren Begriff Faubourg, Vorstadt, ersetzt. Aber sie ist aus Pariser Sicht definitiv das Andere. Der Boulevard Périphérique umgibt Frankreichs Hauptstadt, schließt sie ein wie eine Halskrause. Und zwar auf relativ kleiner Fläche, vergleichbar mit der von Berlin innerhalb der Ringbahn.

Städte laufen normalerweise aus, in Wälder und Wiesen, die Stadtgrenze kommt irgendwann, wenn keiner mehr damit rechnet. Nicht so Paris: Die Bebauung brandet in allen Himmelsrichtungen bis an die Stadtautobahn. Paris ist wie ein Körper ohne Hände, eine schöne Gefangene, eine Insel im Meer der Vororte, die ohne sie freilich nicht existieren würden. Ihre Strahlkraft kann trügerisch sein. Sie suggeriert eine massive Metropole, gewaltiger als die Stadt tatsächlich ist.

Im 100. Jubiläumsjahr von Groß-Berlin kann man fragen: Warum ist das so? Warum schaffte es Berlin 1920, seine Banlieue – selbständige Städte wie Lichtenberg, Neukölln, Schöneberg oder Charlottenburg – in einem beeindruckenden Verwaltungsakt zur Großgemeinde zusammenzuschweißen, während Paris bis heute in der Form existiert, die es bei seiner letzten großen Erweiterung angenommen hat? 1860 war das, damals wurde der noch ländliche Raum innerhalb der Stadtmauer eingemeindet, darunter Dörfer wie Montmartre, Belleville oder Ménilmontant, heute beliebte Wohnviertel. Die Zahl der Arrondissements stieg von zwölf auf 20.

Diese heute vergessene Mauer, benannt nach dem Politiker Adolphe Thiers, war 20 Jahre zuvor auf Betreiben von Frankreichs letztem König Louis-Philippe errichtet worden – und quasi ab der ersten Stunde ein Anachronismus, militärisch Unsinn. Andere Städte rissen zur gleichen Zeit ihre Befestigungen ab, Wien errichtete auf dem frei gewordenen Grund die Ringstraße. Der Pariser Verteidigungswall verschwand erst nach dem Ersten Weltkrieg, er wurde ab 1954 durch einen moderneren ersetzt: Seinem



Blick vom Eiffelturm. Die Sacre-Coeur-Basilika und Montmartre kennt jeder Paris-Tourist, sie gehören zu den Wahrzeichen der französischen Hauptstadt. Die einschneidendsten Veränderungen aber sind heutzutage an der Peripherie zu beobachten. Foto: Bertrand Guay/dpa

Lauf folgt heute, genau: der Boulevard Périphérique. So bestimmt die Thiersche Stadtmauer bis in die Gegenwart die Gestalt von Paris.

Dass Metropolen nicht gemächlich organisch wachsen wie Jahresheringe, sondern schlagartig durch Eingemeindungen entstehen, ist nicht ungewöhnlich. 1867 schlossen sich Buda, Óbuda und Pest zu Budapest zusammen, 1898 wurden fünf Boroughs zu New York City. Berlin war spät dran, was den Pariser Fall nur noch ungewöhnlicher macht. „Um Paris zu verstehen, muss man das Trauma der Kommune verstehen“, sagt Denis Bocquet, der als Stadthistoriker und Soziologe in Berlin lebt und über Rom im 19. Jahrhundert promoviert hat.

Die Kommune, das war der revolutionäre Stadtrat, der in Paris nach der Kapitulation Napoleons III. und während der Belagerung durch die Deutschen vom März bis zum „Blutmai“ 1871 herrschte, gegen den Willen der Zentralregierung. Die Angst aller französischen Regierungen vor den Kommunisten und den „roten“ Vorstädten hat in diesen Frühlingsschritten 1871 ihren Wurzeln – und dazu geführt, dass Paris als Gemeinde hundert Jahre lang wenig zu sagen hatte.

„Der Zentralstaat wollte die Kontrolle über die Stadt behalten“, erklärt Bocquet.

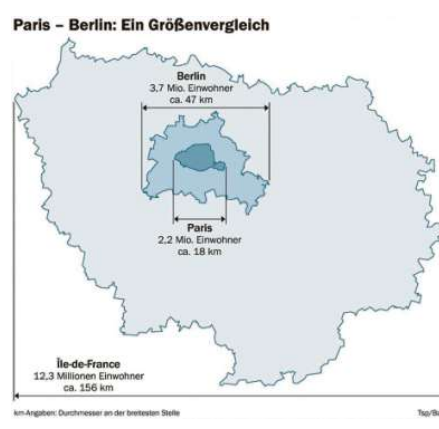
Eingemeindungen der Vorstädte, wo oft kommunistische Bürgermeister in den Rathäusern saßen, waren undenkbar. Einen eigenen Bürgermeister hat Paris überhaupt erst seit 1977, sein Name war Jacques Chirac.

Trotzdem machten sich kluge Stadtplaner wie Henri Prost (1974 – 1956), der Straßenzüge in Casablanca und einen Generalplan für Istanbul entworfen hat, oder Politiker wie Henri Sellier und André Morizet, Bürgermeister der Banlieue-Gemeinden Suresnes und Boulogne-Billancourt, ihre Gedanken. Wie kann man die Zentralstadt besser mit den Vororten ver-

knüpfen, die Region weiterentwickeln? Die ab den 1960er Jahren entstandenen Trabantenstädte („Villes Nouvelles“) gehen auf Überlegungen der 1930er Jahre zurück. Und 1968 wurde das riesige Département de la Seine, zu dem die gesamte Region gehörte, aufgelöst.

Es hatte seit 1790 bestanden, seit der Neuordnung Frankreichs durch die Revolution. An seiner Stelle entstanden vier neue Départements: Paris selbst sowie Hauts-de-Seine, Seine-Saint-Denis und Val-de-Marne, die zu dritt die „Petite Couronne“ („kleine Krone“) um die Hauptstadt bilden. 1977 war ein bedeutendes Jahr für Paris. Nicht nur bekam die Stadt erstmals einen Bürgermeister. Die unterirdische Verknüpfung zweier Schnellbahnlinien am neu geschaffenen Bahnhof Châtelet-Les Halles war auch die Geburtsstunde für das RER-Netz, eine besonders schnelle S-Bahn, die die Vororte mit dem Zentrum verbindet und die Pariser Metro entlastet.

Zu jener Zeit entstand auch der Name, den die gesamte Region mit ihren 12 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern bis heute trägt: Ile-de-France. Doch alle Verwaltungsakte, alle Infrastruktur änderten nichts an der simplen Tatsache, dass Paris klein und selbständig blieb. Eine Sonne mit ihrer, ja: Corona.



Rausgehen lohnt sich

Gute Kunst im Lockdown: Die Berliner Galerien haben zum Glück geöffnet. Wir geben Tipps und empfehlen eine Auktion

Die Museen, Kunstvereine und Ausstellungshäuser sind zu. Die Galerien dürfen als Einzelhändler aber weiterhin öffnen. Deshalb sind auch während des Lockdowns viele gute Ausstellungen zu sehen. Man muss nur wissen wo. Wir empfehlen: Gehen Sie alleine los, dann sehen Sie vielleicht sogar mehr. Und Kunststücken lässt sich hervorragend mit einem Spaziergang verbinden. Wir schlagen vor: Eine kleine Kreuzberg-Tour und eine Stippvisite in Mitte. Außerdem: Kunst ersteigern.

Beginnen Sie mit einem Besuch in Mitte mit der Galerie von Monika Sprüth und Philomene Magers. Die mondänen Altbauräume in der Oranienburger Straße 18 sind ein veritabler Museumsersatz. Außerdem läuft hier gerade eine Ausstellung mit der grandiosen Verwandlungskünstlerin Cindy Sherman. Die Galerie arbeitet seit den 1980er Jahren mit Cindy Sherman zusammen und präsentiert deren neue Fotoserie als erste außerhalb der USA. Die Königin der schrägen Selfies und der Identitätskonstruktion zeigte sich früher als reiche Lady, als Cowboy, als Clown. In den neuen Arbei-

ten inszeniert sie sich als androgynes Wesen, manchmal als Paar, in extravaganten Outfits, vor Hintergründen, die auf ihren Reisen durch Bayern, Shanghai oder England entstanden sind. (bis 13.2.; Di – Sa 11 – 18 Uhr, Online-Ticket buchen).

Lockdown macht erfinderisch. Die Galerie Dittrich & Schlechtriem wollte ihre Künstler*innen von Andreas Greiner bis Julian Charrière und Nicola Martini eigentlich bei der Art Cologne zeigen. Da die Messe aber erneut verschoben wurde – auf April 2021 – zeigt die Galerie das Programm nun in ihren Berliner Räumen. Eine tolle Gelegenheit, sich in die Ruhe auch die Bilder der Neuzugänge anzusehen. Etwa die bunten Zeichnungen aus der schwulen Welt des marokkanischen Künstlers Soufiane Ababri oder die sinnlichen „Happy Household“-Bilder der slowakischen Künstlerin Katarina Janeckova Walshe (bis 19.12., Linienstr. 23, Di – Sa 11 – 18 Uhr).

In Kreuzberg sind in der Nähe des Paul-Link-Ufers in der Galerie Kraupa Tuskany Zeidler Arbeiten von Klára Hosnedlová zu sehen, die auch bei der von

Karen und Christian Boros organisierten, im Moment geschlossenen Club-Ausstellung im Berghain dabei ist. Kraupa Tuskany Zeidler widmen Klára Hosnedlová erstmals eine Einzelausstellung, die diese grandios nutzt. Mit futuristischen Sitzmöbeln, Türdurchbrüchen und Lampenobjekten verwandelt die 1990 in Tschechien geborene Künstlerin den Raum in eine cleane, schicke Zukunftslandschaft, er beherbergt eine Antenne, eine Wetterstation und ein Design Hotel. Hosnedlová nutzt die ikonische 70er-Jahre-Architektur als Ausgangspunkt für ihre Installationen. (bis 16.1., Kohlfurter Str. 41/43, Di – Sa 11 – 18 Uhr).

Eine ähnliche tolle Installation, die den ganzen Galerieraum umfasst, findet sich wenige Fahrradmeter weiter in der Galerie Schwarz Contemporary in Neukölln. In der Sanderstraße 28, abseits der Galeriehotspots, zeigt die Berliner Künstlerin Monika Goetz, was man mit Spiegeln alles

machen kann. Goetz kleidete schon ganze Räume oder Fahrstuhlkabinen mit Spiegelscherben aus, etwa im Georg-Kolbe-Museum oder Queens Museum of Art. Bei Schwarz hängt sie nun transparentes Glas über einem Nagel wie einen nassen Lappen. In einem anderen Raum sieht man die Schatten von mächtigen Greifvögeln und Gänsegeiern auf dem Fußboden und an der Wand ein Spinnennetz aus hauchdünnen Spiegelstücken (bis 12.12.; Mi-Sa 12-18 Uhr).



Ich ist ein anderer. „Untitled #611“ von Cindy Sherman (2019). Foto: Galerie

Erst seit der Jahrtausendwende kommen die Dinge langsam in Bewegung. Unter Präsident Nicolas Sarkozy wurde das Projekt „Grand Paris“ ausgerufen, das seinerseits auf ältere Pläne zurückgreift. Die Furcht vor den roten Vorstädten verschwindet langsam. Die Arbeiterklasse, so sie noch existiert, wählt nicht mehr kommunistisch, sie folgt eher den Einflüsterungen des zum Rechtsradikalismus hin offenen Front National. Didier Eribon hat es in „Die Rückkehr nach Reims“ beschrieben. Sarkozys Initiative hatte noch einen anderen Grund. 2007 dachte er, der damalige Pariser Bürgermeister Bertrand Delanoë könnte Präsidentschaftskandidat werden.

Er wollte die starke Stellung von Paris schwächen und damit auch Delanoë. Der Präsident und der Bürgermeister der Hauptstadt sind in Frankreich quasi zwangsläufig Konkurrenten. Das gilt auch für Anne Hidalgo, die bei den Kommunalwahlen in diesem Jahr als Pariser Bürgermeisterin wiedergewählt wurde. Die Sozialisten, die Partei François Mitterands, sie mögen auf Landesebene marginalisiert sein. Lokal bringen sie immer noch starke Figuren hervor.

Was ist vom Projekt „Grand Paris“ zu erwarten? Wohl keine Eingemeindungen, aber forcierter Wohnungsbau und der Versuch, die Lebensverhältnisse einander anzugleichen. Die Unterschiede in der Banlieue sind immens, Saint-Denis mag die Geburtsstätte der Gotik sein, ist heute aber das Armenhaus der Ile-de-France, während reiche Vororte wie Versailles wenig Interesse an einer Fusion haben.

Andere Gemeinden wie Montreuil durchlaufen heftige Gentrifizierungsprozesse. Der Grand Paris Express, ein neues U-Bahn-System, soll – anders als der RER – Direktverbindungen in der Banlieue ermöglichen, ohne Paris zu durchqueren. Für Denis Bocquet ein zwiespältiges Vorhaben: „Ja“, sagt er, „das kann Wirtschaft und Innovation befördern. Aber es ist auch noch sehr der traditionellen französischen Ideologie verhaftet, dass infrastrukturelle Lösungen, staatlich verordnet, automatisch Verbesserungen bringen.“

Und Berlin? Hier ist der Druck im Kessel längst nicht so hoch wie in der Region Paris. Hier wurde, auch dank der einzigartigen Bedingungen nach einem verlorenen Weltkrieg, 1920 der Zusammenschluss vollzogen – obwohl es auch in der Reichshauptstadt eine machtvolle Arbeiterbewegung gab. Doch das ist bekanntlich 100 Jahre her. „Man ruht sich in Berlin auf der Idee aus, die Reform sei ja schon gemacht“, meint Bocquet, „und stellt sich nicht den Herausforderungen der Gegenwart.“

Zum Beispiel, dass die Stadt sich entschließt, immer mehr aufsplittet in drei Bereiche: gentrifizierte Viertel mit der Tendenz zu ethnischer Einheitlichkeit, eine neue Mittelklasse im Brandenburger Speckgürtel – und die Abgehängten mit niedrigem Einkommen, die sich in ghettoähnlichen Gebieten sammeln. Berlin, findet Bocquet, sollte über seinen Nabel hinausblicken, die größeren Zusammenhänge sehen und in den Maßstäben einer Metropole denken. Wenn es etwas gibt, das man von Paris lernen kann, dann das.

Wer noch nie bei einer Kunstauktion mitgesteuert hat – hier ist ein lohnender Einstieg. Bei der Direkten Auktion helfen sich Künstler*innen selbst aus der Krise. Es kommt so manche Verrücktheit unter den Hammer. Initiiert wird das Spektakel von der Zentralen Intelligenzagentur und Dutzenden von Kunstschaffenden der Stadt. Direkt ist die Auktion deshalb, weil Bilder, Zeichnungen, Skulpturen und manches Superfundstück ohne Brimborium direkt aus den Ateliers und Galerien geholt und dann zu Gunsten der beteiligten Künstlerinnen, Galeristinnen und Kunstvermittler versteigert werden.

Wer vorher mal schauen will: 50 der Lose, wie man im Auktionsbusiness sagt, sind im Projektraum Lage Egal vorab ausgestellt (Greifswalder Str. 34, bis 28.11., Di – Sa 15 – 18 Uhr, höchstens 12 Personen gleichzeitig). Versteigerung 26.-28.11. im Auktionshaus Jeschke Van Vliet (Lehrter Str. 57, Haus 1). BIRGIT RIEGER

— Klaus Brinkbäumer war zuletzt Chefredakteur des „Spiegel“ und arbeitet heute als Autor unter anderem für „Die Zeit“. Sie erreichen ihn unter Klaus.Brinkbaeumer@extern.tagesspiegel.de oder auf Twitter unter @Brinkbaeumer. Foto: Tobias Ewerke